



# Tagungsbericht

## Kirche als erzählte Geschichte

–

### Kirchenbilder und das Ende der großen Erzählungen

11./12. März 2020, Bochum

Organisation: Daniela Blum, Florian Bock, Andreas Henkelmann, Teresa Schweighofer, Björn Szymanowski

von Daniela Blum

In seinem **einleitenden Statement** über die Kraft großer Erzählungen erklärte BJÖRN SZYMANOWSKI es zur Aufgabe des Workshops, auszuloten, welche Strahlkraft die partikularen und universalen Bilder von Kirche entfaltet haben, wie sie rezipiert und strategisch in Pfarreien, Diözesen, Orden und anderen kirchlichen Kontexten eingesetzt wurden und werden, um eine gewisse Gestalt von Kirche voranzutreiben. Dabei gehe es auch um Verhältnis von Pastoraltheologie und Kirchengeschichte: Was trägt die Kenntnis der Genese und historischen Wirkmechanismen von Kirchenbildern für die Suche nach einer zukunftsfähigen Praxis des Christseins bei? Welcher Mehrwert entsteht aus der pastoraltheologischen Reflexion von Seelsorge, kirchlicher Organisation und narrativer Identität für die kirchenhistorische Forschung? Und: Wie lässt sich die Kooperation von Pastoraltheologie und Kirchengeschichte eigentlich initiieren und methodisch verstetigen?

TERESA SCHWEIGHOFER und DANIELA BLUM führten in die kulturwissenschaftliche **Leitkategorie der Narration** ein. In den Kulturwissenschaften gibt es verschiedene Erklärungsmodelle, wie Realität und Narration sich zueinander verhalten. Sind Leben und Erzählen radikal voneinander zu unterscheiden („Stories are not lived, but told“ [Louis Mink]) oder radikal aufeinander bezogen („Der Mensch ist fundamental in Geschichten verstrickt“ [Wilhelm Schapp])? Paul Ricoeurs dreifaches Mimesismodell kann als Vermittlungsversuch zwischen diesen beiden Positionen gelesen werden. Er unterscheidet die prä-narrative Handlungsebene (Mimesis I) von der Erzählebene (Mimesis II), auf der ein Narrativ konstruiert wird, und von der Rezeptionsebene (Mimesis III). Eine andere vermittelnde Position wäre der narrative Konstruktivismus, der davon ausgeht, dass jede Wirklichkeit konstruiert ist. Narrationen organisieren Sinn und Zeit, synthetisieren Heterogenes, überführen eine „wilde“ in eine „geregelt Kontingenz“, wirken identitätsstiftend, dienen als Legitimierungsstrategien und ermöglichen das Zusammenspiel von Tradition und Innovation. In Bezug auf den Workshop sei daher zu fragen nach dem Sitz im Leben der Narrationen, der Intention und dem Anspruch, mit dem bestimmte Narrationen entwickelt wurden und werden, ihrer Persistenz und der Rolle der Theologie in Bezug auf Narrationen.

In der Diskussion wurde die emotionale Seite von Narrationen hervorgehoben, ihre Fähigkeit zur Affizierung, sowie die Machtperspektive, die zur Durchsetzung einer Narration beiträgt. Außerdem

wurden Gegenbegriffe zum Begriff der Narration entwickelt – Deskription, instrumentelle Rede, Dekonstruktion und Inszenierung.

Im **Panel I „Bilder für das Gesamtkonstrukt Kirche“** führte CHRISTIAN WIESNER mit seinem Paper „Die Kirche als ‚Schafstall‘? Vom ‚Guten Hirten‘ und dem ‚Geruch der Schafe‘ – kirchenhistorische Implikationen eines angestaubten (?) Klassikers“ in die Rede vom „Schafstall“ und den dazugehörigen Schafen und Hirten ein, mit dem die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils in LG 6 älteste Motive christlicher Bildkultur aufgegriffen haben. Tatsächlich zieht sich allein das Hirtenbild – bei unterschiedlicher Ausprägung und verschiedenartigen Konjunkturen – durch die Jahrhunderte. Wenn das Narrativ von Herde und Hirten auch eine enorme Persistenz aufweist, so verfügt es über eine große innewohnende Spannung: Einerseits schwingt ein Verständnis vom Gehorsam der Schafe gegenüber ihrem Hirten als Sinnbilder von Unmündigkeit und Abhängigkeit der Gemeinde von ihrem Vorsteher mit, andererseits unterliegt dieser wiederum der großen, buchstäblich pastoralen Bringschuld gegenüber den ihm anvertrauten Gläubigen. Für heutige Überlegungen und Anknüpfungen kann – möglicherweise auch entgegen eines nicht zu übersehenden zunehmenden Vertrauensverlusts – sicherlich nur der letztgenannte Aspekt der besonderen pastoralen Hinwendung und Fürsorge in die Diskussion miteingebracht werden. Jedenfalls verstanden es frühere Jahrhunderte durchaus, unter Rückgriff auf das Bild des Guten Hirten Energien und beispielsweise im Umfeld des Tridentinums Reformpotential freizusetzen. Im Anschluss zeigte STEFAN VOGES in seinem Paper „Herausgefordertes Zeugnis. Kirche als Hoffnungsgemeinschaft“ auf, warum das Bild der Würzburger Synode von der Kirche als Hoffnungsgemeinschaft sich nicht durchsetzen konnte. Es war das Werk eines einzelnen Theologen, Johann Baptist Metz, und damit weder ein gewachsenes Narrativ noch ohne die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen denkbar. Außerdem handelt es sich bei der Kirche als Hoffnungsgemeinschaft um ein voraussetzungsreiches, abstraktes Kirchenbild und bei der Hoffnung selbst um ein schwer zugängliches Kriterium. Gleichzeitig hat das Bild, so Voges, Potential: Es fordert die Gemeinschaft der Glaubenden zur Auseinandersetzung mit dem Ereignis und dem Zeugnis der Auferstehung auf, verweist sie auf das persönliche Zeugnis wie auf das gemeinschaftsstiftende Geschehen und verhilft ihr zu einer Zukunftsperspektive.

Im **Panel II „Narrative kirchlicher Sozialformen“** erläuterte BENEDIKT BRUNNER mit seinem Paper „Die Erzählung von der Volkskirche. Einblicke in die katholische Rezeption eines evangelischen Grundbegriffs“, warum der Begriff der Volkskirche, der für Selbstverständnis des landeskirchlich organisierten Protestantismus eine zentrale Rolle einnahm, im deutschsprachigen Katholizismus nur sehr zurückhaltend Anwendung zur Selbstbeschreibung kirchlicher Identität fand. Mit ihm verbinden sich eine Reihe von Erzählungen über den Ort der Kirche im Verhältnis zum Staat, zur gesellschaftlichen Umwelt sowie über die Binnenstruktur der Kirche. In den langen 1960er Jahre, mit der Rezeption sozialwissenschaftlicher Methoden und dem Schreckgespenst der Entkirchlichung sowie den vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehenden Impulsen und der Rezeption der Befreiungstheologie, gab es ein neues katholisches Interesse am Begriff der Volkskirche. Langfristig aber behielten für die Katholiken Alternativ- und Komplementärbegriffe, wie etwa der Gemeindegemeinschaft, eine größere Bedeutung. Dieser Beobachtung schloss sich auch MARTIN BELZ an. Er zeichnete in seinem Paper „Von der ‚Pfarrfamilie‘ zur ‚Gemeinde‘. Genese und Transformation historischer Narrative für die Kirche am Ort von 1920 bis 1970“ am Beispiel von Pfarreien in Frankfurt am Main nach, wie sich Kirchenbilder für die lokale Ortskirche in der Zeit von 1920 bis 1970 veränderten. Das Bild der „Pfarrfamilie“, das von den 1920er bis in die 1950er Jahre

prägend war und mit dem eine explizite „Seelsorge vom Altar aus“ und eine geschlechterspezifische Standespastoral verbunden waren, wurde in der Nachkonzilszeit durch das Bild der „Gemeinde“ abgelöst, das auf kleine, oft ökumenisch offene Gruppen und Gemeinschaften setzte. Gemeinsam war allen Bildern jedoch, am lokalen Kirchort einen Raum zur christlichen Sinnstiftung und Identitätsbildung zu eröffnen.

Das **Panel III „Kirchenbilder konkret – Leib Christi“** beinhaltete das Paper „Der ‚ganze Leib‘ mit den vielen ‚Herzen‘ als Congregatio Jesu. Ein Frauenorden reformuliert seine narrative Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts“. BRITTA MÜLLER-SCHAUENBURG verfolgte fünf gegenwärtig geläufige Narrativen der Congregatio Jesu: Institut, Leib, Gefährtenschaft, Unkraut und Familie. Es wurde deutlich, dass zwar das „Institut“ als Narrativ der in der Kritik am „Leib Christi“ thematisierten Problematik am besten widersteht, aber doch biologische Narrative („Unkraut“, „Leib“) Ambivalenzen und Devianzen offener ausdrücken und so auch weiterführende Fragen provozieren. Beim „Leib“ ist im Falle der Ordensgemeinschaft weniger das Haupt wichtig, als viele „Herzen“ – d.h. die Metapher wird geradezu umgestülpt. Unerwartet ergiebig erwies sich der Blick auf die Pflanzen-Metapher, deren Problem ihre scheinbare Unschuld darstellt. Aber auch der Sterbeprozess, so zeigte sich durch die Diskussion, wird mit Hilfe gerade dieser Metapher zumindest im Ansatz formuliert.

Im **Panel IV „Kirchenbilder konkret – Kirche der Armen“** lenkte MARIE-ROSE BLUNSCHI ACKERMANN mit ihrem Vortrag „„Kirche der Armen‘ und institutioneller Wandel“ den Blick auf das gesellschaftliche und kirchliche Projekt des französischen Weltpriesters Joseph Wresinski (1917–1988) und fragte nach dem Potential eines solchen Projekts angesichts aktueller Herausforderungen. Für Wresinski beruhte die geschichtliche Existenz der Kirche als Institution auf ihrer Fähigkeit, mit den Armen und Ausgeschlossenen der jeweiligen Gesellschaften eine gegenseitige Beziehung einzugehen. Der Einsatz von Menschen in kirchlichem Auftrag an ihrer Seite ist dafür eine unabdingbare Voraussetzung. Wresinski setzte die Geschichte und die Anliegen der politisch und religiös unabhängigen Bewegung „ATD Vierte Welt“ mit den zentralen Themen des Zweiten Vatikanischen Konzils in Beziehung. MARIAN LUKAS UREUTZ präsentierte dann in seinem Paper „Modern, innovativ und sozial. Bilder der Caritas zwischen Person, Netzwerk und Institution“ eine andere Form der „Kirche der und für die Armen“. Als Narthex der Kirche dient die Caritas jenen, die mit der Kirche ansonsten bereits abgeschlossen haben und hier ihren letzten Bezugspunkt haben. Gleichzeitig ist sie als Player in der Sozialwirtschaft aber auch eine hochwertvolle „Marke“ und schließlich (Österreichs größtes) „Sozial-Profit-Unternehmen“, das sich nach strategischen Allianzen umsieht. Am Beispiel des langjährigen österreichischen Caritas-Präsidenten reflektierte Ureutz über die Caritas und das Handeln einer ganz bestimmten Person an ihrer Spitze samt den entstandenen Bildern und Narrationen, die ihrerseits wiederum bereits ein (Vor-)Verständnis dafür verlangen, was Kirche sowie die kirchliche und politische Landschaft in Österreich ist, eingedenk ihrer Zeit- und Ortsgebundenheit.

Das **Panel V „Biographien als Orte von Kirchenbildern“** setzte diesen biographischen Zugang fort. SIMON OELGEMÖLLER zeichnete in seinem Paper „Karl Forster im Zeichen des Dialogs. Vom uniformen Katholizismus zum pluriformen Glaubens- und Kirchenverständnis katholisch bekennender Christen“ anhand der Biographie des Gründungsdirektors der Katholischen Akademie in Bayern und Sekretärs der Deutschen Bischofskonferenz Forster nach, dass das volkskirchliche Selbstverständnis eines uniformen Katholizismus während der 1960er Jahre erodierte. Das offene Dialogangebot wurde dabei als Zeichen der Zeit und als pastorale Strategie gewählt, um gesellschaftliche

Veränderungsprozesse konstruktiv aufzugreifen. Mit den 1970er Jahren wurde für Forster der Begriff der kirchendistanzierten Religiosität signifikant. Sein Engagement galt in diesen Jahren der pastoralen Frage, wie sich die Kirche angesichts eines pluriformen Glaubens- und Kirchenverständnisses von katholisch bekennenden Christen attraktiv verorten und dabei ein partizipatives wie dialogbereites Kirchenbild weiterentwickeln konnte. Eine Entwicklung, die noch bis in die Gegenwart die Neuformung von Kirchenbildern bestimmt. Ganz ähnlich zeigte SEVERIN GAWLITA in seinem Paper „Mannigfaltigkeit in Einheit. Die Kirchenbilder des Ruhrbischofs Franz Hengsbach. Adaption – Funktionalität – Deutung“, dass auch Forsters Zeitgenosse Franz Hengsbach kirchliche Lebenswirklichkeit mit Bildern veranschaulichte. Für das neugegründete Ruhrbistum nutzte er die „Leib Christi“-Metapher und das Bild von den „lebendigen Steinen“ zur Identitätsstiftung. Nach dem Konzil verband er das Bild von den „lebendigen Steinen“ mit dem Appell an die Diözesanen, fest und beharrlich in sich verändernden Zeiten zu bleiben. Diese Verwendungsdifferenz spiegelt den Wandel von einem fortschrittlichen zu einem apologetisch-mahnenden Oberhirten.

Zur Eröffnung der Diskussion formulierten TERESA SCHWEIGHOFER und DANIELA BLUM folgende **Thesen:**

1. Narrationen sind ambig.
  - a. Sie bieten unter einem „Label“/Bild verschiedene Lesarten und erweisen sich damit als äußerst anpassungsfähig.
  - b. Sie verändern sich, behalten aber ihren Namen.
  - c. Sie sind in ihren Wirkungen ambig: Narrationen können Probleme oder Heterogenität verschleiern bzw. mit (zu) starken Kategorisierungen von Innen und Außen arbeiten.
2. Narrationen funktionieren über eine emotionale Ebene und die Affizierung von Menschen. Diese Mechanismen sind sowohl in der Analyse der Persistenz von Narrationen zu berücksichtigen als auch in der Selbstreflexion der/des Forschenden.
3. Kirchliche Narrationen sind theologische Reflexionen in verständlichen Bildern (von der Elite für das Volk?). Damit dienen sie als Kommunikationsstrategien und Legitimierungsstrategien der Kirchenleitungen wie der TheologInnen.

In der **Schlussdiskussion** wurden u.a. folgende Statements formuliert:

- Für die Kirche fehlen negative Bilder oder Narrationen. Das Grundgesetz oder die Menschenrechte sind auf dem Hintergrund von negativen Bildern entwickelt worden.
- Narrationen verdecken und vertuschen. Dagegen bräuchte die Kirche aktuell eher eine Organisationsklärung und eine neue Institutionentheorie, weniger neue Bilder oder Narrationen.
- Im Workshop war kaum von der Säkularisierungsthese oder der Erzählung vom Niedergang der Religion in der Moderne die Rede. Vielleicht liegt das daran, dass die Kirche eine 2000-jährige Geschichte hat, in die sie Auf- und Abschwünge einordnen kann, oder aber daran, dass die Pastoraltheologie Niedergang-/Krisenbilder positiv deutet, nämlich als Ausdifferenzierung, Individualisierung oder Pluralisierung.
- Akteure kommen selbst aus den Narrationen nicht heraus, in die sie verknüpft sind. Auch ForscherInnen stecken in Narrationen und v.a. auch in kaum artikulierten Meta-Narrativen, etwa dem der Verkirklichung des Christseins seit dem 19. Jahrhunderts. Hier könnte

Pastoraltheologie und Kirchengeschichte eine interessante Kooperation eingehen und dieses Narrativ analysieren und dekonstruieren.

- Braucht es heute subjektbezogenere Bilder und Narrationen als die Genitiv-Narrationen, von denen wir vor allem gehört haben (Haus Gottes, Leib Christi, Volk Gottes, Kirche der Armen, ...)?
- Wir kommen an die Bilder und Narrationen von Nicht-TheologInnen bspw. über die Umfragen katholischer Meinungsforschungsinstitute. Die Frage ist aber, ob diese nur wahrgenommen, analysiert und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden sollen oder nicht auch einer theologischen Beurteilung, Krieriologie oder Kritik bedürfen. Diese Frage, d.h. die Rolle der Theologie in Bezug auf die Narrationen von Nicht-TheologInnen, wurde durchaus kontrovers diskutiert.

Folgende **Beobachtungen und Erkenntnisse** haben einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Nachgang zum Workshop formuliert:

- Viele Bilder/Metaphern werden über sehr lange Zeiträume verwendet, dabei aber umgedeutet und neu interpretiert. Sie können neue Bedeutungen erhalten, die sogar gegenteilig zur ursprünglichen sind. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung kann dazu beitragen, diesen Wandel aufzudecken und zu erklären.
- Narrative können für den Adressaten und den Sprecher völlig anders konnotiert sein und enthalten meist auch eine starke emotionale Komponente. Sie werden oft unreflektiert und unbedarft verwendet. Durch bewusste Reflexion können Ambiguitäten, mögliche Missverständnisse oder fragwürdige Deutungsverschiebungen offengelegt werden.
- Die wissenschaftliche Auseinandersetzung selbst arbeitet mit Meta-Narrativen, die sie sich selbst nicht oder nur schwer bewusst machen kann.
- Zur Hirtenmetapher: Perpetuiert die Pastoraltheologie durch ihre Selbstbezeichnung diese nicht auch selbst (auch wenn es als Fremdwort verwendet wird)?
- Leitfragen des Workshops: Brauchen wir (große) Erzählungen in und für die Kirche/ für eine zukunftsfähige Praxis des Christseins? Wie ist es um die Stimmigkeit heutiger Bilder bestellt und welche Krieriologie lässt sich bei der Beurteilung zugrunde legen?
- Narrative – einem weiteren Verständnis nach Erzählungen, stabile Vorstellungen, Bilder oder Metaphern – verfügen über eine hohe Persistenz. Die Rede vom „Volk Gottes“, von „lebendigen Steinen“, dem „Leib Christi“ oder der Kirche als „Schafstall“ erfährt kontextuell je neue Verknüpfungen, Verschiebungen, Akzentuierungen. Dies kann zu Ambiguitäten in Kommunikationssituationen führen – Sprecher und Adressat müssen unter ein und demselben Label nicht zwingend die gleiche Konnotation verstehen.
- Narrative verfügen über eine (häufig unbewusste) Prägungskraft und Wirkmächtigkeit. Es bedarf der Reflexion und Bewusstmachung von Vorstellungswelten und Erklärungsmuster, unter denen Menschen leben und handeln, denn sie prägen wiederum die Situationswahrnehmung und das Bewusstsein für innovative Veränderungsmomente!
- Ebenso muss man sich in der wissenschaftlichen Praxis stets bewusst sein, dass man innerhalb unbewusster Metanarrative denkt, forscht und auswählt.
- Narrative, Narrationen, Bilder, Erzählungen werden vor allem durch Menschen gebildet, die mitunter bestimmte Absichten an der Entstehung, Entwicklung und Rezeption derselben haben. So etwas wie Neutralität gibt es hierbei nicht. Gleichzeitig scheint mir aber auch wichtig, die Betonung der Orts- und Zeitgebundenheit dieser Narrative,

Narrationen, Bilder und Erzählungen – vor allem aber auch die Möglichkeit diese zu verstehen – hervorzuheben. Die Konsequenz daraus besteht darin, mich für einen breiten, vielfältigen und vielschichtigen Begriff von Narrationen auszusprechen.

- Die Frage nach der Steuerung identitätsstiftender Metaphern, Erzählungen und Analogien ist dringend und drängend. Sie steht im Zusammenhang von Machtdiskursen und Singularisierungstendenzen: Wo das eine Bild behauptet wird, das beschreibt, wer und was legitimerweise „Kirche“ ist, wird deren konstitutive Pluralität ausgebootet. Dagegen steht ein Richtungswechsel. Es sollte stärker darum gehen, Narrative – bzw. Metaphern, Bilder, Analogien – ausfindig zu machen, als diese selbst gestalten und damit kontrollieren zu wollen. Die Frage nach Narrativen sollte sich insofern nicht engführen lassen auf von verantwortlichen Personen kolportierte Kirchenbilder, sondern offen bleiben für das, worüber sich Menschen an der Bushaltestelle unterhalten, wenn sie von der Kirche sprechen.
- Damit Narrative wirken, müssen sie sowohl sachgerecht als auch subjektiv-emotional anschlussfähig sein. Narrative sind sachgerecht, wenn sie mit den empirischen Daten (historische und soziologische Fakten) einerseits und mit den geistesgeschichtlichen und kulturellen Prägungen der jeweils genutzten Bildersprache andererseits im Einklang stehen. Subjektiv-emotional anschlussfähig sind sie dann, wenn sie nicht nur von einer intellektuellen Elite verstanden und gepredigt werden, sondern vor allem auch in der Denk- und Gefühlswelt einer großen Zahl von Menschen heimisch wird. In beiden Punkten gibt es Defizite bei den großen kirchlichen Narrativen. So sind sowohl die nach wie vor prägenden Volk-Gottes- als auch die Leib-Christi-Narrative in den offiziellen Dokumenten sehr einseitig auf machtförmige Über- und Unterordnungen enggeführt und blenden biblisch belegte partizipatorisch-emanzipatorische Motive gezielt und systematisch aus. Darüber hinaus leiden kirchliche Narrative darunter, dass sie einseitig von (fast ausschließlich männlichen) Führungspersonlichkeiten erdacht und verkündet werden (von Bischöfen und Priestern aus der Hierarchie ebenso wie von Theologen aus der Wissenschaft) und sie fast nie dialogisch-partizipatorisch entwickelt werden. Sie erreichen nur wenige Köpfe und überhaupt nicht die Herzen der Menschen.
- Die Frage ist, ob die Kirche aktuell überhaupt neue Metaphern und Narrationen braucht, mit denen sich aktuelle Herausforderungen kaum lösen lassen und die in der Tendenz Probleme auch verschleiern oder vertuschen können, oder nicht viel eher eine vernünftige Organisations- und Institutionentheorie.

Dabei gab es auch Beobachtungen und Erkenntnisse zur **Zusammenarbeit von Pastoraltheologie und Kirchengeschichte**:

- Interessant ist die Auseinandersetzung mit Narrativen im Hinblick auf das Selbstverständnis und die Aufgaben von Pastoraltheologie und Kirchengeschichte. Während die Pastoraltheologie bspw. daran arbeitet, neue Narrative zu entwickeln und möglicherweise problematische dadurch zu ersetzen, arbeitet die Kirchengeschichte stärker deskriptiv. Dabei wird aber bewusst entschieden, welche alten, vergessenen Narrative sie wieder hervorholt (oder welche eben auch nicht). Dabei stellt sich auch die Frage, wer über die „Richtigkeit“ von Narrativen entscheiden kann und darf.
- Die Kirchengeschichte arbeitet reflektiert deskriptiv, sie arbeitet die historische Genese und Wirkmechanismen kirchlicher Narrative auf, schafft eine Sensibilität für vergessene

Bilder und holt auf den Boden der historischen ‚Tatsachen‘ zurück; die Pastoraltheologie kann bei der Entwicklung ‚neuer‘ Narrative von diesem reflektierten Inspirations-Pool profitieren.

- Die Kirchengeschichte kann Vielfalt aus der Ressource Vergangenheit, Pastoraltheologie Vielfalt aus der Ressource Empirie aufzeigen. In ihrer je gegenwärtigen Auseinandersetzung treffen sich beide Fächer durch die Konstruktionen von Wirklichkeit, die sie in Zuordnung auf einen auf ähnliche Weise zuführbaren Zweck gemeinsam bearbeiten, allerdings in sehr verschiedenen Sprachspielen.
- Die Aufgabe pastoraltheologischer Forschung kann dann sein, die Kommunikation von „Menschen an der Bushaltestelle“ zurückzuführen auf das Evangelium, das sich in pluralen (!) Erzählungen als narrative Urkunde eines gemeinsamen christlichen Glaubens erweist. Von daher kann ich evangelische Narrative in den Erzählungen und Praktiken der Menschen von heute dadurch entdecken, dass sie sich als Fortschreibungen jener Urkunde erschließen lassen. Diese kriteriologische Erkenntnis eröffnet mir im Nachgang des Workshops einen neuen Zugang zum Narrationsbegriff für die Theologie.